



**Berliner
Wissenschaft-
lerinnen
stellen sich vor**

Helga Bilden

**Geschlechtsidentitäten
Angstvolles oder lustvolles Ende der
Eindeutigkeit?**

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe
„Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“
der Zentralabteilung zur Förderung von Frauenstudien
und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin

Nr. 37/99

Helga Bilden

Nr. 37

Geschlechtsidentitäten

Angstvolles oder lustvolles Ende der Eindeutigkeit?

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe
"Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor"
der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung an der Freien Universität Berlin

4. Mai 1999

Herausgegeben von der
Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien
und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin
Königin-Luise-Str. 34
14195 Berlin

Redaktion: Dr. Ulla Bock
Druck: Zentrale Universitätsdruckerei Berlin
Auflage: 80
Berlin, Juli 1999

ISSN 0936-2819

VORWORT

Das Forum *Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor* wird seit dem Sommersemester 1988 von der Zentral Einrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung (ZE) an der Freien Universität organisiert und durchgeführt, seit 1997 jeweils in Kooperation mit einem Fachbereich bzw. mit einem Institut oder Arbeitsbereich (1997 mit dem Institut für Sozialpädagogik, 1998 mit dem Fachbereich Wirtschaftswissenschaft¹ und 1999 mit dem Arbeitsbereich "Feministische Psychologie/Psychologische Frauen- und Geschlechterforschung" des Fachbereichs Erziehungswissenschaft und Psychologie).

Das Forum bietet einen organisatorischen Rahmen, in dem Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung präsentiert und diskutiert werden können. Es dient vor allem der Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und ist für Studierende ein zusätzliches Vortragsangebot. Einige Vorträge werden von der ZE ausgewählt und in der vorliegenden Reihe veröffentlicht (s.u.).

Das Thema des Forums im Sommersemester 1999 lautete *Gender und Methode*. Geplant waren Werkstattgespräche zur psychologischen Frauen- und Geschlechterforschung, in denen auch verschiedene Methoden der Erkenntnisgewinnung transparent gemacht wurden. So konnten Einblicke in die psychoanalytische Filmanalyse, die tiefenhermeneutische und dekonstruktivistische Methode wie in die Arbeit mit qualitativen Einzelfallstudien gewonnen werden.

Mit dem Weggang der Kolleginnen Elfriede Löchel und Gabriele Freitag zum Ende des Sommersemesters 1999 wird auch der traditionsreiche Arbeitsbereich "Feministische Psychologie/Psychologische Frauen- und Geschlechterforschung" verschwinden und die Freie Universität um eine interessante und anregende Forschungs-

¹ Dieses Forum war integriert in die umfangreichere Ringvorlesung "Ökonomie und Geschlecht. Analysen eines vernachlässigten Verhältnisses". Eine Buchveröffentlichung ist im Druck.

richtung innerhalb der Psychologie ärmer sein. Die Mitarbeiterinnen der ZE stellen mit großem Bedauern fest, daß es dem Fachbereich nicht gelungen ist, diesen Arbeitsbereich fest in seinem Lehr- und Forschungsprogramm zu verankern. Wir danken den Kolleginnen für ihr Engagement und die Zusammenarbeit.

im Juli 1999

Einleitung

Frauenbewegung als Identitätsbewegung, Differenzdenken:
'so geht's nicht weiter'

Die Frauenbewegung begann in den 60er/70er Jahren als Identitätsbewegung, als „Politik der Identität“, d.h. als Politik der Selbstbestimmung der Frauen. Frauen erhoben ihre Stimme. Sie formulierten den Anspruch, Subjekte zu sein, statt Objekte, fremddefiniert. Sie taten es als „Die andere Stimme“ (Gilligan 1984), „Das andere Denken“ (Belenky u.a. 1989), als „der andere Blick“. Sie setzten z.B. dem androzentrischen Begriff der Autonomie den der Bindung oder Beziehung, des Selbstin-Beziehung entgegen, dem phallogozentrischen Bewußtsein das mütterliche Unbewußte usw. „Frau“ wurde (und wird) von frauenbewegten Frauen mit positiven Konnotationen und Emphase ausgesprochen. Wir betonten die Differenz der Geschlechter, um uns sichtbar und hörbar zu machen. Die **politisch-soziale Identität**, welche die Frauenbewegung und der Feminismus schuf, stütze unsere **persönliche Identitätsentwicklung** als Frauen; sie förderten die Suche nach einer „authentischen weiblichen Identität“.

Exkurs: Der Identitäts-Begriff bezeichnet die Nahtstelle zwischen Individuum und Gesellschaft. Identität meint die Beziehung der einzelnen zu sich selbst auf dem Hintergrund ihrer Position im sozialen Gefüge. Diese Definition verschränkt persönliche und soziale Identität. Trotzdem ist es nützlich, analytisch zu unterscheiden. Lebensgeschichtlich entwickelt sich Identität aus der Beziehung zu (oder den Identifikationen mit) Signifikanten Anderen, später auch aus der Auseinandersetzung mit Dingen, Symbolen, Ideen usw. Da Identität den Selbstbezug im sozialen Kontext bezeichnet, ist das, was der Identitätsbegriff meint, historisch-sozialen Veränderungen unterworfen.

Ich persönlich habe die Frauenbewegung, den Feminismus als politische Identitätsbewegung, als eine Art Heimat empfunden. Sie hat mein Leben und mein Selbstverständnis (meine soziale und persönliche Identität) geprägt. Aber bei „weiblicher Identität“ sträubten sich mir immer die Nackenhaare.¹ Seit einigen

Jahren erscheint mir das **Denken und Handeln nur aus der Geschlechter-Differenz-Strategie** heraus zunehmend **starr und kontraproduktiv**. Denn diese Strategie ist gefangen in dem Dilemma, daß die „andere Stimme“ die „andere“ für die „Eine“, nämlich die des (weißen) Mannes, bleibt: Es gibt keinen authentischen Raum der Alterität (Spivak 1988). Als „die Andere“ affirmieren wir das Geschlechterverhältnis und die Geschlechtsidentitäten.

Dem Konzept der Geschlechts-Identität ist das hierarchische Geschlechterverhältnis eingeschrieben

Das hat die Analyse von Geschlecht als Strukturkategorie gezeigt, die im deutschsprachigen Raum besonders von Regina Becker-Schmidt ausging².

- Geschlecht wird mit Selbstverständlichkeit als zentrale Kategorie der Selbstkategorisierung unterstellt, als hochwirksames Steuerungsschema.
- Ausgangspunkt ist in der Regel der männliche Lebensentwurf als normales Leben.
- Als Kontext der Entwicklung wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und das hierarchische Geschlechterverhältnis unterstellt und gleichzeitig verschwiegen.
- Dem Konzept der Geschlechtsidentität und dem der männlichen Identität ist die Entwicklung zu Autonomie, Abtrennung, Kontrolle als dominante Norm eingeschrieben, d.h. die Männer-Position im Geschlechterverhältnis, Verbundensein, Fürsorge, soziale Verantwortung, Entwicklung von Beziehungsfähigkeit, der Frauen-Part im heterosexuellen Arrangement, spielen keine oder eine untergeordnete Rolle (so die Kritik von Gilligan 19984). Die androzentrische Fassung von Entwicklung, die aber als menschliche Entwicklung benannt wird, kann auch die spezifischen Probleme und Konflikte von männlichen Personen nicht präzise erfassen, weil sie sich den Anschein des Allgemein-Menschlichen gibt.

- Eine Differenzierung der Identitätskonzeption für Frauen und Männer wiederum läuft Gefahr, zur Verfestigung der sozialen Konstruktion von Geschlecht beizutragen. „Weibliche“ und „männliche“ Identität verdoppelt die polaren Geschlechtsrollen und Geschlechtscharaktere.

Form und Inhalt³ von Geschlechtsidentität

Rein formal gesehen, bedeutet „Geschlechtsidentität“ nur den Selbst-Bezug zu mir als „Frau“. Wenn es nur um diese „formale“ Seite ginge, hätten nicht so viele Probleme mit ihrer „Geschlechtsidentität“, d.h. mit ihrer Identität als Frau oder Mann: Denn die soziale und psychische Selbstzuordnung in eine der beiden Ausschluß-Kategorien Mann-Frau stimmt meistens mit der körperlichen Zuordnung überein. Es sind die inhaltlichen Bestimmungen, die Ein- und Ausschlüsse, die Beschränkungen, die leiden machen oder Protest hervorrufen und auf Bewegungen darüber hinaus drängen. Die Forschung hat nützliche Unterscheidungen innerhalb des Globalkonzepts Geschlechtsidentität hervorgebracht (Money/Ehrhard 1972, Stoller 1968); hier eine heutige Fassung:

1. **stabile Selbstkategorisierung** bezüglich des eigenen Geschlechts. Das ist das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht (Stoller: „core gender identity“);
2. **Geschlechtsrollenidentität**, heute würde ich eher Identifizierung mit historisch-kulturellen Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit sagen;
3. **sexuelle Präferenz**, d.h. die Norm heterosexueller Objektwahl.

Diese drei analytisch getrennten Kategorien werden in der individuellen Entwicklung in der Regel **zu einer Einheit verschmolzen** (Kernberg 1993): D.h. Form (stabile Selbstkategorisierung) und Inhalt (Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit und sexuelle Präferenz) verschmelzen. Geschlechtsidentitäten, und zwar alle drei Facetten, werden konkreten Personen, die als

Männer und Frauen aufgewachsen sind, eingetieft. Sie können von Individuum zu Individuum radikal unterschiedlich sein (Joas 1996). Und sie sind nicht unveränderlich – am stabilsten ist die Selbstkategorisierung. Aber Transsexuelle und Transgender-Personen rütheln auch daran.

Feministisch-theoretische Rekonstruktion und De-Konstruktion von Geschlecht

Die Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten aufgezeigt, wie Geschlecht in der uns geläufigen Form und Bedeutung sozial konstruiert bzw. hergestellt wird. Das geschah „rekonstruktiv“ und „dekonstruktiv“. Ich skizziere:

Re-Konstruktion: Die feministische Re-Konstruktion, wie Geschlecht/gender sozial gemacht wird, begann mit Simone de Beauvoirs These: Wir sind nicht Frauen, sondern wir werden es (1949). Sie wurde aufgegriffen in der Neuen Frauenbewegung ab Ende der 60er Jahre und auf den Punkt gebracht durch die Unterscheidung von biologischem Sex und sozialem/soziologischem gender (Gayle Rubin). Geschlecht (gender) ist hier eine soziale Kategorie, eine soziale Strukturkategorie, eine fundamentale Kategorie sozialer Ungleichheit. Sie wird in gesellschaftlichen Prozessen hergestellt und verändert.

Geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse – das worüber ich geschrieben habe (Bilden 1991) –, wie ein Individuum eine Frau bzw. ein Mann wird, sind ein Teil, aber auch nur ein Teil, dieser Prozesse der Konstruktion von Geschlecht. Geschlecht bzw. das Geschlechterverhältnis wird hergestellt in der historischen Dynamik von Machtverhältnissen, von Arbeitsteilung und Organisation von Sexualität (Connell 1987). Männlichkeit und Weiblichkeit werden wesentlich in Institutionen und Symbolsystemen konstruiert. Geschlecht wird immer wieder neu konfiguriert und bestimmt, zwar in Europa seit 3000 bis 4000 Jahren patriarchal, aber dennoch immer wieder neu und unterschiedlich. Was als männlich oder weiblich gilt, ist historisch kontingent.

Exkurs: Kontingenz ist ein wichtiger Begriff in zeitgenössischen Diskursen. Er meint die Bestimmtheit durch historische und soziokulturelle Zufälle – ein etwas anderer Geschichtsverlauf, und die Sache hätte sehr anders aussehen können. Wenn König Salomon und die Königin von Saba eine gleichberechtigtes Paar geworden wären, hätten sie den Patriarchalismus der jüdischen Kultur abbauen können, eine frauenfreundlichere Umschreibung des Alten Testaments veranlassen können usw.

De-Konstruktion von Geschlecht: In der feministischen Diskussion ist – parallel zu poststrukturalistischer Dekonstruktion in Philosophie, Literatur- und Sozialwissenschaften – der Gedanke von Geschlecht als sozialer Konstruktion weiter radikalisiert worden: Judith Butler hat philosophisch-diskurstheoretisch argumentiert, daß auch sex uns nur über den Diskurs, den biologischen, zugänglich ist, also eine soziale Kategorie ist. Diskurse der Geschlechterdifferenz und die „heterosexuelle Matrix“ konstruieren Geschlecht/gender mit seiner Hierarchisierung.

Aus der soziologischen Schule der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967, Kessler/McKenna 1978, West/Zimmerman 1987)⁴ kommt die mikroskopische Aufdeckung unserer Alltagsannahmen des Zwei-Geschlechter-Systems. Unsere Alltagsannahmen sind: Es gibt nur zwei Geschlechter: männlich und weiblich. Sie sind eindeutig, klar unterschieden qua Penis und Vagina (vor allem ersterem). Jede/r gehört lebenslang einer Kategorie an, natürlich begründet, unverrückbar. Jeder Mensch muß dem einen oder anderen Geschlecht zugeordnet werden. Ausnahmen sind unnatürlich, d.h. krankhaft oder lächerlich. Diese Annahmen sind gleichzeitig die Methoden, mit denen wir das Zwei-Geschlechter-System dauernd herstellen. Carol Hagemann-White (1984) nennt es das „soziokulturelle Symbolsystem der Zweigeschlechtlichkeit“. Seit West/Zimmerman (1987) wird diese alltägliche Herstellung von Geschlecht in der Interaktion, an der wir alle beteiligt sind, „doing gender“ genannt.

Heute wird sogar mit Rekurs auf die Biologie die Eindeutigkeit und qualitative Unterschiedenheit des Zwei-Geschlechter-Denkens infragegestellt: Denn es gibt verschiedene Kriterien für Ge-

schlecht: anatomische, hormonale, gonadale, chromosomale. Sie sind nicht völlig diskret, sondern zum Teil kontinuierlich, d.h. sie können nicht zu jedem Zeitpunkt klar unterscheiden, und sie stimmen auch nicht immer überein. So gibt es Personen mit weiblichen äußeren Genitalien und XY-Chromosomen.⁵ Zudem verweisen Anthropologinnen auf Praktiken früherer Gesellschaften, die außer den beiden üblichen noch weitere Geschlechtskategorien kennen und das soziale Überwecheln in eine andere Geschlechtskategorie vorsehen: „Gender variance“ bzw. die Institution des „berdache“ gab es besonders oft bei nordamerikanischen Indianern (Ortner/Whitehead 1981, Lang 1996).

In diesen feministisch-theoretischen Diskursen hat **Geschlecht also seine binäre Eindeutigkeit, Stabilität und Unveränderlichkeit verloren**. Sie zeigen, daß die Bedeutung von Geschlecht/gender – was jeweils damit verbunden wird, was Geschlecht ausmacht – ein soziales Produkt ist, in verschiedenen Kulturen (und auch Subkulturen) verschieden und historisch veränderlich (gender-Kontingenz).

Im einem ersten Seminar, in dem ich Dekonstruktion behandelte, stöhnte eine (ältere) Studentin: „Jetzt nimmt man uns auch das noch!“ – die fixe, essentielle Identität als Frau. Letztes Semester hörte ich von einer jungen Studentin einen Seufzer der Erleichterung: „Das befreit mich von der Angst, nicht normal zu sein!“ Die soziologisch-philosophischen Theorien haben also Auswirkungen auf das individuelle Selbstverständnis, auf Identitäten – deshalb ist der Zugang zu den dekonstruktiven Theorien für manche schwer, oder sie lehnen sie vehement ab, besonders Männer! Auf diese individuelle Seite richten neuerdings etliche psychoanalytische Autorinnen ihre theoretischen Bemühungen. Hier geht es um die individuelle „psychosexuelle“ Entwicklung, wie es die Psychoanalyse nennt.

Psychoanalyse: Versuche, Geschlecht psychologisch jenseits der hierarchischen binären Ordnung zu denken

Angeregt von den dekonstruktiv-feministischen Diskussionen haben im letzten Jahrzehnt eine Reihe von psychoanalytischen Autorinnen neue Denkmöglichkeiten für die Entwicklung von Geschlechtsidentität entworfen, die über die Polarität hinausführen: Geschlechtsidentität ist da nicht mehr etwas Eindeutiges, Festgelegtes, das ein Kind „erwirbt“ und dann „hat“, und auch nicht eine zwangsläufige Folge der biologischen Geschlechterdifferenz. Die Analytikerinnen betonen die kulturelle Bestimmtheit, die Veränderlichkeit, Widersprüchlichkeit und Komplexität von Geschlechtsidentität, und sie stellen die klaren Grenzen von Weiblichkeit und Männlichkeit infrage. Jessica Benjamin (1995) nennt folglich ihren Sammelband „Unbestimmte Grenzen“, was für die Psychoanalyse revolutionär ist.

Ausgangspunkt ist die schon etwas ältere Theorie von Irene Fast (1991): Fast stellt die inzwischen weithin akzeptierte These auf, daß das Selbstgefühl des Kindes bis ins zweite Lebensjahr hin ein **geschlechtsundifferenziert** sei,⁶ sie sagt „**überintegrativ**“. Das Selbstgefühl des ganz kleinen Kindes umfaßt noch alle menschlichen Möglichkeiten, es ist „bisexuell“, Fast spricht von „**bisexueller Vollständigkeit**“. Erst mit der Erkenntnis des Geschlechtsunterschieds, die gegen Ende des 2. Lebensjahres beginnt, begreift das Kind, daß seine Möglichkeiten durch sein Geschlecht begrenzt sind. Das kränkt den Narzißmus des Mädchens wie des Bubens, es ruft Verlustgefühle hervor. Jetzt beginnt der Differenzierungsprozeß, denn jetzt re-kategorisiert das Kind seine Erfahrungen mit seinem Körper und mit seinen sozialen Interaktionen nach Geschlecht. Es beginnt, eine Geschlechtsidentität zu entwickeln, besonders akzentuiert in der ödipalen Phase. Fast betont, daß **Kinder sich mit beiden Eltern identifizieren** und ihre Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit in Abhängigkeit von den elterlichen Geschlechtskonzeptionen entwickeln. Ödipale Desidentifikation von der Mutter, die zu einer scharf von Weiblichkeit abgegrenzten Geschlechtsidentität führt, wie Stoller (1968) sie für den Jungen als notwendig postulierte,

ist nach Fests Meinung eine unzulängliche Männlichkeitsentwicklung. Zwar sind Ablehnungstendenzen typisch für bestimmte Phasen, besonders die ödipale, aber in der späteren Entwicklung wird aufgrund der Identifikationen mit beiden Eltern die Dichotomie gemildert, jedenfalls wenn die Eltern nicht allzu sehr dichotomisierte Geschlechtsdefinitionen praktizieren.

In der theoretischen Weiterentwicklung im Anschluß an dekonstruktive Gedanken gehen heute ethliche AnalytikerInnen (z.B. Kernberg 1993) davon aus, daß Kinder sich mit beiden Eltern identifizieren und daß sie zumindest **in den ersten 2 Jahren „bisexuell“** sind.⁷ Sie meinen, daß auch bei ödipaler Vereindotung auf das zugeschriebene Geschlecht und heterosexuelle Orientierung die „Bisexualität“ in tieferen Schichten tendenziell fortbesteht. An sie kann das Ich nach der ödipalen Phase aufgrund seiner symbolischen und imaginativen Fähigkeiten anknüpfen. Es könnte die „überintegrativen“ **Symbole und Körpererfahrungen in das postödipal differenzierte Selbst integrieren zu einer flexiblen Geschlechtsidentität**. Symbolisierung kann also die Geschlechterparität überbrücken – so argumentiert z.B. Donna Bassin (1995). Sie stellt sich ein flexible, mobile Sexualität bzw. Geschlechtsidentität vor, die gleichzeitig Identität und Vielfältigkeit goutieren kann und von einem symbolisierenden Ich gesteuert wird.

Eine ähnliche Position vertritt auch Lewis Aron (1995). Es sagt, daß wir beide Vorstellungen brauchen: **Geschlechtsidentität und Geschlechtvielfalt** (gender multiplicity), „ein Verständnis des Menschen als einheitliches, beständiges und zusammenhängendes Subjekt und als vielfältig, fragmentarisch und von Augenblick zu Augenblick verschieden“ (S. 23).⁸ Wir brauchen eine Kerngeschlechtsidentität, um die Grenzen unserer Geschlechtsidentität aufrechterhalten zu können, ein zusammenhängendes Selbstempfinden, eine Frau oder ein Mann in unserem kulturellen Kontext zu sein. Aber wir brauchen auch ein multigeschlechtliches Selbst, das die Beweglichkeit unserer vielen Identifizierungen ermöglicht, das uns erlaubt, auch Mangel an Integration, Veränderungen, ja Chaos und Verwirrung, anzu-

erkennen, auszuhalten und sogar zu genießen.“ (S. 28)⁹ Und er hält entgegen den häufig depressiv-bescheidenen Positionen von Analytikern Narzissmus, besonders die Phantasie, die Illusion von Allmacht und „bisexueller Vollständigkeit“, nicht für etwas, was aufgegeben werden muß. Sondern die **Phantasie von Allmacht und Vollständigkeit** sollte erhalten bleiben, aber ergänzt werden, als **konstruktive Voraussetzung für Kreativität, für Denk- und Symbolisierungsvermögen** (S. 25f). – Wie könnten wir uns sonst etwas jenseits der vorfindlichen Realität vorstellen, etwas Neues erfinden? Auch Jessica Benjamin (1994) ermuntert uns, unsere narzißisch-omnipotenten und aggressiven Strebungen anzuerkennen und zur Entwicklung zu nutzen. Sie stellt sich Identität nicht mehr als etwas Eindeutiges, Geradliniges, Widerspruchsfreies vor, sondern als eine „**einschließende Identität**“, die auch **Abgespaltenes, Verdängtes, Destruktives und Allmachtsphantasien umfassen soll**. – Stellen Sie sich das für Frauen vor!

Virginia Goldner (1995) will das dekonstruktive Potential der Psychoanalyse nutzen, um den „ideologischen Druck“ von Geschlechtsidentität und -kohärenz zu analysieren (S. 222). Sie hält sogar eine **einheitliche Geschlechtsidentität für „ein unverses selles Falsches-Selbst-System**, das in Übereinstimmung mit der Regel des Zwei-Geschlechter-Systems erzeugt wird“ (S. 224). Eine einheitliche Geschlechtsidentität ist ihrer Einschätzung nach Ergebnis von „pathologischen Prozessen“ (S. 222), in denen alles, was nicht in die jeweilige kulturelle oder Milieuvorstellung von Geschlecht paßt, verleugnet, abgespalten oder durch andere Abwehroperationen „in den Untergrund geschickt“ wird. (S. 223) Die Entwicklung einer (eindeutigen) Geschlechtsidentität dient dazu, Scheinlösungen für die verschiedensten Probleme anzubieten. Goldner sieht die Eindeutigkeit nicht als Lösung, sondern als Problem, „als eine defensive Hemmung und nicht als Leistung“. (S. 240)

Muriel Dimen (1995) faßt Geschlechtsidentität als Menge von (Macht-)Beziehungen, als ein „Kraftfeld“ (S. 249) von Gegensätzen, kulturellen und innerpsychischen, die nur durch die Co-

dierung mit Geschlecht miteinander verknüpft sind – diese Codierung gilt es zu untersuchen. Sie empfiehlt daher wie Aron die „**Ent-Vertraulichung der gefühls- und wertbeladenen Begriffe der 'Feminität' und 'Maskulinität'**“ (S. 245), die alle möglichen anderen Bedeutungen verschlüsseln oder schaffen. Probleme des Selbst-Seins können mithilfe der Geschlechtsidentität verschlüsselt werden und umgekehrt (S. 247).¹⁰ Das Festhalten an einem Pol des Geschlechterdualismus kann auf eine **Spaltung im Selbst** hindeuten, die durch Geschlechtsidentität organisiert und verdeckt wird (S. 256). Dimen nimmt Weiblichkeit und Männlichkeit den Charakter des Vertrauten, Selbstverständlichen, indem sie fragt: „Wenn Maskulinität und Feminität als unterschiedliche Bestandteile des Selbst aufgefaßt würden, was für eine Bedeutung würde der jeweilige Bestandteil für ein individuelles Selbst haben?“. „Was ist Maskulinität? Was ist Feminität?“ Durch solche Fragen werden die Begriffe zweifelhaft, tendenziell dekonstruiert (S. 264).

Für mich ist an der Autorin Dimen besonders interessant, wie sie die **Idee des lustvoll-kreativen Übergangsraums** – in Anlehnung an Winnicotts (1973) bekannte Metapher des Übergangsobjekts oder Übergangsraums – **als Möglichkeit zur Aufhebung der Spaltung** ausarbeitet. Sie schlägt vor, „den Raum, der von den Differenzen eingenommen wird“ (S. 255), zu betreten, also den Raum **zwischen** männlich und weiblich, aktiv und passiv, Subjekt und Objekt, Macht und Schwäche usw. Diesen Raum versteht sie als Zwischen- oder Übergangsraum.

Vom Übergangsraum her ist es möglich, die Spaltungen im Selbst aufzudecken und sie abzubauen. Die Spannung innerhalb der Dualismen kann lustvoll und kreativ sein. Jessica Benjamin (1990) hat diesen Gedanken besonders schön psychoanalytisch formuliert: Es geht nicht nur um das Erinnern des vergessenen anderen Pols, der Spaltung, sondern um die „**Spannung des Festhaltens am 'Paradox der Gleichzeitigkeit'**“ (S. 261). Dieses Festhalten kann lustvoll und kreativ sein, wie das lustvolle Spielen in Winnicotts Übergangsraum. Lustvolles Spielen setzt allerdings schon ein Stück Überwinden der Spaltung voraus;

demn unter den Bedingungen von Spaltung ist Spielen anstrengend. Donna Bassin meint, daß die „Unfähigkeit, 'mit der Wirklichkeit zu spielen' (...), zur Folge hat, daß die Realität als eine Abwehr gegen die Phantasie benutzt wird.“¹¹ – Ein wunderschöner Gedanke, wie ich finde! Die Lust hat mit dem Oszillieren zwischen Zu- und Abnahme der Spannung zu tun und mit dem Hinundher, dem Oszillieren zwischen Realität und Phantasie im Spiel. Dimen denkt dabei an Batesons (1973) Bild vom lustvollen Spiel zwischen Knabbern und Beißen: Der Reiz erlischt, wenn aus dem Knabbern ein Beißen wird. Innerhalb des Begehrens ist es lustvoll, zu oszillieren zwischen Wunsch (subjektivem aktivem Wollen) und Bedürfnis (Brauchen, Abhängigkeit, mit der Erinnerung an kindliche passive Abhängigkeit). Bei Erwachsenen ist beides meist getrennt und dem männlichen bzw. dem Weiblichen zugeordnet, so daß wer weiblich sein will, sich Wunsch/Wollen nicht zugestehen kann, wer männlich sein will, die Bedürftigkeit verleugnen muß. Beidemale geht die Lust, die Lebenslust verloren. Bedürfnis und Wunsch, Abhängigkeit und Autonomie, Passivität und Aktivität, Körper und Geist, Homosexualität und Heterosexualität¹² sind **unterschiedliche Bestandteile des Selbst**. Der Übergang von einem zum anderen kann lustvoll sein – wenn wir die Beschränkungen konventioneller „monosexueller“ Geschlechtsidentität sprengen und uns vom bisher bevorzugten Pol, z.B. Heterosexualität, zum anderen, Homosexualität, bewegen – innerhalb der heterosexuellen Identität ist das ausgesprochen unangenehm.

Die Spaltung in Pole zu überwinden, bedeutet, daß wir in der Lage sind, „den Raum zwischen ihnen zu bewohnen, das Paradox der Gleichzeitigkeit zu duden und sogar zu genießen.“ (S. 264) Ich würde sagen: Es geht darum, die unterschiedlichen Bestandteile des Selbst zu Worte kommen zu lassen, sie spielen zu lassen. Dann eröffnen sich die Möglichkeiten und Freuden der Geschlechtervielfalt, für die Dimen plädiert (S. 264). Dennoch glaubt sie daran, daß wir Geschlechtsidentität real erfahren und daß sie unsere Psyche organisiert. (S. 265) Sie ist bedeutungsvoll, verändertlich und von wechselnder Zentralität: manch-

mal zentral, manchmal marginal. Damit zielt Dimen auf eine neue Vorstellung von Geschlechtsidentität, deren Ambiguität sie positiv besetzt. Sie verdeutlicht ihre Vorstellung mit einem Bild: „Wenn das Leben ein Meer ist, dann ist die Geschlechtsidentität eine Insel. Manchmal ertrinken Menschen im Meer, manchmal sitzen sie an Land fest.“ (S. 265) Wir brauchen beides: Meer und Land und auch die Küste, wo Wasser und Land sich treffen, ineinander übergehen. Sie schließt mit einem schönen Beispiel-Paradox:¹³ „Wenn der 10-Uhr(vormittags)-Patient jemand ist, von dem wir wissen, daß er ein verheirateter Mann in den Dreißigern ist, wissen wir zuviel; denn was werden wir mit dem vierjährigen Mädchen machen, das gerade hereingekommen ist?“

Mit Katharina Liebsch (1997) meine ich, daß diese psychoanalytischen Ansätze eine notwendige Ergänzung der ethnomethodologischen Analyse des „doing gender“ und der diskursanalytischen Ansätze à la Butler darstellen: Hier werden die **psychischen Mechanismen des „doing gender“** und – wie ich sagen würde – vielleicht auch des **partiellen „undoing gender“** verdeutlicht. Diese psychoanalytischen Theorien nehmen das alltägliche Erleben der Individuen auf, das von der Ethnomethodologie und der Butlerscher Diskursanalyse nicht oder nicht angemessen beschrieben wird. Der **Blick auf Identifizierungen als konflikthafte Prozesse, auf narzißtische und aggressive Komponenten, auf Widersprüche, Paradoxa und Ambivalenzen** ergänzt und relativiert die konstruktivistische Ethnomethodologie. Diese PsychoanalytikerInnen entwickeln aus den konflikthaften innerpsychischen Prozessen heraus die Notwendigkeit und Ideen für die Möglichkeit, die Geschlechterpolarisierung und den damit verbundenen Zwang zur hierarchisierenden Vereindeutigung und Spaltung zu überwinden. Sie denken dabei in Kategorien von kulturellen Symbolen und Diskursen, die innerpsychische Bedeutung gewinnen.

Rein innerpsychisch sind sie nicht überwindbar. Aber stellt vielleicht dieser theoretische Diskurs selbst schon den Beginn einer Veränderung der kulturellen Symbolisierungen und Dis-

course dar, die in Richtung der Eröffnung eines Übergangsraums zur Überwindung der Spaltungen gehen?¹⁴ Allerdings braucht es entscheidende Veränderungen auch auf der Ebene der Institutionen und sozioökonomischen Strukturen. Wir sollten uns überlegen: Was könnten Übergangsräume sein? Welche Symbole und Metaphern, welche sprachlichen Formen könnten uns aus dem binären Territorium herausführen?

Zur Erholung nach der vielen Theorie etwas Persönliches: Vielleicht wird einiges von meinem Vortrag verständlicher, wenn ich meinen persönlichen Bezug dazu skizziere: Wie wohl allen, die in der „bleiernem Zeit“ der 50er Jahre in der BRD aufgewachsen sind, mit ihrem statischen Weltbild und ihrem Versuch, ein quasi-kaiserzeitliches Geschlechterverhältnis wiederherzustellen, war mir „Geschlechtsidentität“, „Frau“ als etwas Eniges, Beschränkendes, starr polar zu „Mann“ eingeschrieben – und das, obwohl ich darunter litt und mich gegen diese Festschreibung und Einschränkung gewehrt habe. Ich konnte und wollte mich als Jugendliche nicht auf eine eindeutige Geschlechtsidentität festlegen: „Ein männlicher Geist in einem weiblichen Körper“, so definierte ich mich noch mit 16 Jahren, sprach damals aber wohlweislich mit niemandem darüber. Der Widerstand gegen die Einschränkung als Frau wurde zum Antrieb für meine Arbeit in Frauenbewegung und Frauenforschung.

Schwarze/Postkoloniale Kritik

Ich wende mich wieder dem sozialen, politischen Blick auf Identität zu: Seit den 80er Jahren, aber bei uns immer noch wenig aufgenommen (Ausnahme: Birgit Rommelspacher) meldet sich die **Kritik Schwarzer Frauen, postkoloniale Kritik an westlichen „Meistererzählungen“**. Gemeint sind Konzepte wie **„die FRAU“**, einer **einheitlichen Identität, wertende Dualismen** (Männlichkeit-Weiblichkeit), wie sie der Dominanzkultur inhärent sind.¹⁵ Sie blenden schwarze, muslimische und jüdische Frauen usw. aus.¹⁶ Bell Hooks (1990), Trinh T. Minhä (1989), Gayatri C. Spivak (1988) u.v.a. haben das de-kontextualisierte

Konzept „Frau“ der weißen euroamerikanischen Frauenbewegung kritisiert, das mit weißen westlichen Mittelschicht-Vorstellungen aufgeladen ist – das ist ein weiteres Problem der Frauen-Identitäts-Politik bzw. der Differenzstrategie: Frauen der weißen Dominanzkultur können Geschlecht als einzigen Unterdrückungszusammenhang sehen, indem sie die anderen Unterdrückungsverhältnisse ausblenden. Sie können sich als Nur-Frau thematisieren (vgl. Rommelspacher 1997). Das können und wollen schwarze Frauen nicht: Sie sind als Schwarze und als Frauen unterdrückt und als Amerikanerinnen oder Deutsche gleichzeitig Angehörige der dominanten westlichen Welt. Hier greift keine einheitliche Vorstellung von Identität mehr, und die weiß-feministischen Vorstellungen von Geschlechtsidentität erst recht nicht. Wir sollten das für arme deutsche Frauen (auch die Obdachlose!), für Jüdinnen oder für muslimische türkische Frauen in Deutschland weiterdenken – aber nicht nur weiterdenken, sondern auch fremde Frauen-Wirklichkeiten kennenlernen, uns als Weiße mit unserem Rassismus auseinandersetzen (implizites Vorurteil)! Ich meine, das brächte uns auch theoretisch weiter. Wenn wir den **Blick auf materielle, soziale und kulturelle Ungleichheiten lenken, auf religiöse, ethnische, rassische Diskriminierung, auf Migrantinnen und Flüchtlinge, wird Geschlecht als Analyse-Kategorie und als Identitätsaufhänger de-zentriert.**

Lassen Sie mich kurz die Folgen der Dezentrierung der weiß-europäisch-amerikanischen Wertsicht („Meistererzählungen“) durch postkoloniale Kritik für die Vorstellung von Identität überhaupt skizzieren.¹⁷ Diese Kritik betont – nicht ganz neu, aber radikaler und umfassender gedacht als bisher: **Identitäten sind wechselseitig verschränkt und nicht fixiert.** Die dominante Gruppe (weiße Männer des „Westens“) konstruiert ihre Identität durch Ausgrenzung anderer: Nicht-Weißer, Nicht-Männer, Nicht-WestlerInnen und in Abgrenzung von ihnen (Rommelspacher 1997). Die dominante Gruppe schreibt diesen eine (soziale) Identität zu als Farbige/Schwarze, als Frauen, als Kolonisierte, Dritte Welt-Angehörige, als Türken usw.,

eine beschränkte, stereotype, unterworfenen Identität; manchmal mit idealisierenden Anteilen wie dem Edlen Wilden, der Frau als Heiliger oder als Mutter. Diese zugeschriebene Identität der Anderen konstituiert aber auch die Identität der Dominanten. In „männlicher Identität“ und Männlichkeit steckt auch das ausgegrenzte „Weibliche“, die „Frau“, als Negation: Das Andere, die „Frau“ ist immer Teil männlicher Identität. Und „weibliche Identität“, „Frau“ ist sowieso fremdbestimmt als das/die Andere, eine zugewiesene Identität, insofern ist sie auch verschränkt mit „Mann“, „Männlichkeit“. **Die Identitäten „Mann“ und „Frau“ sind ebenso voneinander abhängig und miteinander verschränkt wie die des Kolonisators und die des Kolonisierten.** Homi K. Bhabha (1986, 1990) und Gayatri C. Spivak (1988, 1990a, 1990b) folgern: Es ist unmöglich, daß eine Subjektposition bzw. Identität einheitlich und eindeutig ist. Aufgrund der Wechselbeziehung und Verschränktheit der Subjektkonstitution von Dominanten und Unterworfenen ist Identität immer „hybrid“ (Bhabha) und ambivalent. Und sie ist nie fix, sie verschiebt sich stets, abhängig von den Veränderungen des anderen.

Ich möchte die Stichworte Hybridität, Ambivalenz und Strategien der Hybridität (Zwischenräume eröffnen) kurz erläutern. Bitte folgen Sie mir noch ein wenig in die postkoloniale Kritik, obwohl der Autor, auf den ich mich beziehe (Homi K. Bhabha), über Kultur spricht. Er wendet sich wie auch Gayatri Spivak gegen homogenisierende Identitäts-Konzepte. Wie in den 80er Jahren von der Kritischen Theorie her, so kommt jetzt von der Postkolonialen Theorie bzw. Kritik her die Betonung des Ambivalenten, „des gleichzeitigen Bestehens von Handlungen und Strukturen, die nicht eindeutig dem einen oder anderen Pol binärer Beschreibungsmuster zuzuordnen sind“, wie Küster (1998, S. 183) sagt. Bhabha (1996) spricht in diesem Zusammenhang von „Hybridität“. Sowohl die Identität der Dominanten als auch die der Subalternen sind nicht einheitlich, sondern „hybrid“, gemischt, und diese Hybridität, das Gemisch, wird von Bhabha positiv konnotiert – im Gegensatz zum rassistischen Wert der „Rasse-Reinheit“.

Persönlicher Exkurs: Vielleicht gefällt mir das Konzept der „Hybridität“ deswegen so gut, weil es meine eigene bürgerlich-kleinbäuerlich uneindeutige Herkunft und meine gemischte Geschlechtsidentität positiv aufnimmt? Heute, zu Zeiten dekonstruktiver Kritik an der Kategorie „Frau“ und „weiblicher Identität“, fühle ich mich nicht „identitätsgestört“, wie ich immer hatte glauben sollen, sondern „richtig“, in meiner Nichtübereinstimmung bekräftigt, theoretisch legitimiert, und schadenfreudig. Es geht mir wie Stuart Hall, dem schwarzen britischen Soziologen karibischer Herkunft, der sich verstreut und fragmentiert fühlte und sich heute „zentriert“ fühlen kann, nämlich repräsentativ für postmoderne Bedingungen.¹⁸

„Strategien der Hybridität“, so Bhabha, können Dritte Räume, Zwischenräume, Räume zwischen den binären Oppositionen für das Handeln eröffnen, in denen Neues entstehen kann. Wie lassen sich Zwischenräume oder Dritte Räume eröffnen, und wie kann darin Neues entstehen? Wenn im Moment der kulturellen Begegnung nicht nur die dominante Seite ihre Autoritätsansprüche erhebt und ihre Selbstdefinition (Identitätskonzept) einbringt, sondern auch die unterwerfene Seite ihre Autoritäts-Ansprüche und ihre Selbstdefinition darstellt, und das Gegenüber darauf eingeht, entsteht ein Raum der Verhandlung, d.h. Ansprüche und Selbstdefinitionen können verhandelt werden. Trotz ungleicher Macht ist das Ergebnis der Auseinandersetzung nicht nur von den Mächtigeren bestimmt. Das Verhandeln, sagt Bhabha, „ermöglicht das Erscheinen eines Handelns in Zwischenräumen, das sich der binären Repräsentation des sozialen Antagonismus verweigert“ (Bhabha 1996, S. 58). Kulturelle Hybridität läßt „etwas Neues und Unvorhersehbares wachsen, ein neues Feld der Verhandlung von Bedeutung und Repräsentation“ (Ders. 1990, S. 211, übersetzt von H.B.).¹⁹

Zwischenraum – das hatten wir auf der psychischen Ebene als Übergangsräume bei den PsychoanalytikerInnen. Hier ist mit dem Dritten Raum zusätzlich etwas Neues, das über den Zwischenraum und die Polarität hinausgeht, angesprochen. Jedemfalls werden die Begriffe Zwischenraum, Übergangsraum, Drit-

ter Raum und Hybridität immer wieder ins Spiel gebracht, wenn die starre Trennung von Oppositionen überwunden werden und Neues entstehen soll.

Darf ich aus den Bhabha'schen Überlegungen über kulturell Unterwerfene und Dominante folgenden Analogieschluß ziehen? Wenn Frauen, Feministinnen Begegnung und Auseinandersetzung mit Männern nicht scheuen, Zusammenarbeit suchen, aber sich auch nicht voll assimilieren, und dabei ihre Identität neu, aber kontingent, provisorisch entwerfen – dann können Männer bzw. dann kann die androzentrische (hegemonial-männliche) Kultur verwickelt werden in dem Entstehen von Zwischen- oder Übergangsräumen oder sogar von Dritten Räumen: Die androzentrische Kultur kann dann nicht bleiben, wie sie ist. Ich denke versuchsweise an Beispiele von Verhandeln wie: Auf individueller Ebene: Eine potentiellen Vergewaltigungssituation, aber die Frau weigert sich, die Rolle des hilflosen Opfers zu übernehmen, sie wehrt sich effektiv oder definiert gar die Situation um. Je mehr Frauen Selbstverteidigung lernen und ihr Bewußtsein so ändern, daß sie aus der Opferrolle heraustreten, desto stärker wird das zu einem kollektiven Vorgang des Aufbrechens – dann gerät auch die Selbstdefinition potentieller männlicher Täter als selbstverständlich überlegen ins Wanken. Auf kollektiv-politischer Ebene: Im letzten Jahrzehnt wurde erfolgreich verhandelt um die Etablierung und Definition eines juristischen Tatbestandes „sexuelle Belästigung“, der die Perspektive der potentiellen Opfer einbezieht. Im Alltag ist das allerdings noch lange nicht durchgesetzt. Und wenn Lesben, Schwule, Bisexuelle, Intersex-Personen, Transsexuelle, Transgender-Personen sich sichtbar machen, wenn sie genannt, repräsentiert werden – nicht nur als Pathologien, sondern in ihren Lebensweisen und Selbstdefinitionen –, wenn sich auch heterosexuelle Frauen und Männer auf die Begegnung mit ihnen einlassen, dann werden die Alltagsannahmen des Zwei-Geschlechter-Systems, mit denen wir dieses dauernd wiederherstellen, brüchig werden. Dann kann Neues entstehen.

Schluß

- Identitäten, auch Geschlechtsidentitäten sind nicht mehr das Klare, Eindeutige, Selbstverständliche, das sie waren. Sie müssen neu gedacht werden! (Stuart Hall 1991b, 1994): kontingent, fluid, nur zeitweise fixiert. Theoretisch sagt sich das leicht. Aber wer kann schon Unbestimmtheit und Unvollständigkeit „umarmen“ (Gutterman 1994), wer kann mit Ambiguität und Ambivalenz umgehen? Diese Fähigkeiten werden in der Umbruchzeit und bei raschem Wandel immer notwendiger, um in einer kontingenten Welt handlungsfähig zu sein. Aber wer hat die Fähigkeit, soviel Uneindeutigkeit und Unsicherheit zuzulassen? Setzt es nicht persönliche, soziale, materielle Sicherheit voraus? Und ein starkes Ich? Wie lernen wir den Umgang mit Ambiguität und Ambivalenz?
- Angst vor dem Verlust der Eindeutigkeit von Geschlecht ist eher die Regel. Denn das bedeutet den Verlust der scheinbaren Gewißheit oder vielmehr der Illusion, wenigstens Geschlechtsidentität als stabilen Kern, d.h. Bezugspunkt in turbulenter und verwirrender Welt; zu haben, die sich schneller ändert, als wir verstehen und verarbeiten können. Und wenn menschliche Existenz nur in Form eines eindeutigen Geschlechts vorstellbar ist, wird jede Infragestellung dieser Eindeutigkeit zur Existenzbedrohung (Butler 1987). Ich denke: Die Infragestellung ist angstbesetzt für diejenigen, die sehr viel in Weiblichkeit investiert haben, die sich dem Diktat unterworfen und die nicht „geschlechtsadäquaten“ Aspekte ihres Selbst verworfen und tief abgespalten haben. Rommelspacher (1992, S. 74) weist darauf hin, daß fürsorglich-selbstlose Frauen Angst vor psychischem Untergang haben, wenn der Mann nicht mehr die Subjekt-Entscheidungsrolle erfüllt. Und Männer bekommen Angst, wenn ihre Frauen die Gefühls- und Beziehungsarbeit nicht mehr machen: dann wird männliche Abhängigkeit deutlich. Französische AnalytikerInnen, auch Janine Chasseguet-Smirgel, haben immer noch Angst, daß die Aufhebung von Geschlechterdifferenzen zu Psychosen führe, da die Geschlechterdifferenz für die Unterscheidung zwischen selbst

und anderen oder sogar für alle Unterscheidungen notwendig sei (Goldner 1995, S. 221).

- Männer haben in der Regel mehr Angst vor dem Verlust klarer Geschlechts-Grenzen als Frauen. Männer sitzen sicherer in ihrem privilegierten Männlichkeits-Gefängnis: Wie verschiedene feministische Autorinnen²⁰ herausgearbeitet haben, bildet sich die männliche Geschlechtsidentität im Differenzierungsprozeß eindeutiger, schärfer von Weiblichkeit abgegrenzt und statischer heraus als die weibliche. Die sogenannte „Männerliteratur“ zeigt, daß der Anspruch von Frauen, gleiche Subjekte zu sein, massive Ängste bei Männern auslöst. Offenbar ist das Ganz-anders-Sein notwendig, es ist die Grenze zum Weiblich-Mütterlichen (Minssen/Müller 1996, S. 35). Ob sie deshalb sich so am (erigierten) Penis festhalten?²¹ Männer in männerbündischen Gruppen vom Stammtisch bis zur Männer-WG bestätigen sich dauernd selbst in Abgrenzung von Frauen, und mit der Zeit tun das meist auch die Männergruppen, die ausgezogen waren, ihr Mannsein bzw. Ihr Männerbild infragezustellen (Meuser 1998). Ich beobachte jedenfalls bei vielen Männern Angst vor Kohärenz-Einheitlichkeits-Grenz-Verlust durch Dekonstruktion. Rommelspacher (1992) meint: Sie können sich jenseits von Männlichkeit nur Unterwerfung und Abwertung vorstellen.
- Es gilt also zu überlegen, wie die rigide Abgrenzung der Entwicklung von Buben abgeschwächt und ihre Geschlechtsidentität in postödpalen Zeiten wieder entschieden flexibler und umfassender werden kann.
- Bei viel mehr Frauen bricht etwas auf, in den unterschiedlichsten Lebensphasen. Mädchen bleiben oft bei den Identifikationen mit Mutter und Vater, sie besetzen sie um, modifizieren sie im Rahmen geschlechts-übergreifender Suchbewegungen (Becker-Schmidt 1995). Für viele Mädchen und Frauen sind die Geschlechtergrenzen nicht prinzipiell scharf und unüberschreitbar. Sie sind es, die sich eher in den Grenzen hierarchischer Geschlechtsidentitäten gefangen fühlen. In Bezug auf Mädchen und Frauen kann ich mir relativ leicht vorstellen,

daß etliche die Geschlechtergrenzen überschreiten. Manche tun das mit Lust am Verlust der Eindeutigkeit.

- Vielleicht ist das Überschreiten für die Lustvoll, denen die oktroyierte Geschlechtsidentität ein Dorn im Fleisch ist. Aber auch für sie ist es schmerzvoll, den Dorn herauszuziehen – und wahrscheinlich geht es nur partiell, je älter wir sind – oder je weniger sonstigen Halt wir haben. Trotzdem: Vielleicht könnten heute mehr Frauen und Männer die Lust des Spielens, Oszillierens im Zwischen- oder Übergangsraum genießen? Allerdings: Spielen ist erst lustvoll möglich, wenn die Spaltungen wenigstens teilweise überwunden sind. Jedenfalls ist es möglich, an Brüchen und Krisen, an Widersprüchen und Widerständen anzusetzen und an Erfahrungen und Phantasien der „überintegrativen Phase“ (Fast) anzuknüpfen. Überschreiten ist leichter, wenn die Person schon als Kind mehr Geschlechterrollen-Flexibilität entwickelt hat – über die Bedingungen der Entwicklung zu einer solchen Flexibilität wissen wir einiges, was auch empirisch fundiert ist.²²

- Einige Autorinnen und Autoren (Aron 1995, Beahrs 1982, Dimen 1995) spenden uns wenigstens die tröstliche Vorstellung, daß in uns Vielfalt und Einheit gleichzeitig, nebeneinander bestehen: Das ist paradox – aber immerhin: ein bibbender alter Einheitsvorstellungen dürfen wir behalten. Können wir dieses Konzept als Übergangsraum benutzen?

- Ganz wichtig ist es, die Diskurse bzw. Sprachgewohnheiten zu ändern, d.h. das binäre Territorium zu verlassen oder zumindest immer öfter zu überschreiten (Aron 1995). Wir brauchen zwar die Terme „Frau“ und „Mann“, um die Positionen im hierarchischen Geschlechterverhältnis benennen, um uns positiv auf Frauen beziehen und um Politik machen zu können. Wir müssen die Differenz benennen können. Aber wir müssen vorsichtig sein, sie nicht zu substantialisieren. Ich rate dringend, sorgsam mit den Begriffen „männlich“, „weiblich“ umzugehen, „weiblich“ und „männlich“ immer zu hinterfragen, also zu entnaturalisieren und zu dekonstruieren, auch wenn es manchmal etwas umständlich ist. Wir brauchen eine

Sprache für Vielfalt und Ambivalenzen, für differenzierte Sichten, z.B. Reden von „Seiten“ oder „Teilen“ der Person, die als weiblich gelten oder mit Weiblichkeit verbunden werden – nicht: „männliche“ und „weibliche Anteile“! Wenn wir von den essentiellen „eine-Frau-ist“-Vorstellungen bzw. den „ein-Mann-ist“-Vorstellungen, die sich untergründig immer wieder aufdrängen, wegkommen wollen und das Bewußtsein für das „Zur-Frau-Werden“ und „Zum-Mann-Werden“ schärfen wollen, sollten wir substantivische Beschreibungen meiden, stattdessen Beschreibungen des Herstellens und Werdens, also Verbformen, benutzen (Butler 1987). Und Differenzierung und Kontextualisierung ist angesagt, d.h. von türkischen Frauen in Deutschland oder in der Türkei sprechen, von schwarzen deutschen Frauen, lesbischen, Mann-zu-Frau-Transsexuellen, auch Heterosexuelle als solche nennen.

- Identitäten sind gleichzeitig notwendig und unmöglich: notwendig, um Politik zu machen: Frauenpolitik, Lesbenpolitik usw. – unmöglich, weil sie nie fix und abgeschlossen, sondern immer fiktiv und imaginär sind, weil sie auf Ausschlüssen beruhen (Hall 1996), Ausschlüssen von anderen, differenten Frauen, Ausschlüssen von Selbst-Anteilen. Deshalb bestimmt Hark (1996) etwa lesbische Identitätspolitik als paradox: wechselnd zwischen Fixierung und Flüssigwerden.

- Global, aber auch lokal sind die heutigen Bedingungen bestimmt von Ungleichzeitigkeiten, von spannungsgeladenem Nebeneinander von „neuen“ Identitäten und mehr einheitlich-homogenen Identitätskonzeptionen (Hall 1991a), vielleicht auch in manchen von uns? Also: kein Dogmatismus!

Zum Abschluß noch ein Wunsch: Könnte uns nicht Leichtigkeit, Lockerheit, Spiel, Witz des Darstellens und Überschreitens von Geschlecht weiterbringen?²³ Ich denke an eine Abwandlung von Butlers Vorschlag nicht nur als parodistische Travestie, sondern als spielerische Alltagspraxis. Denn der beste Übergangsraum ist das Spiel: Vielleicht hilft uns öfters ein Quentchen Spielerisches, das Frau-Sein oder Mann-Sein etwas weniger ernst zu nehmen, oder vielleicht hilft gar etwas Humor, mit den Widersprüchen

umzugehen? Das hieße: Weiblich-Sein und Männlich-Sein als Spiel, als Darstellung zu begreifen, zu der frau/mann Distanz haben kann, es nicht immer so ernst zu nehmen: Das ist ein Rat ganz besonders an Männer. Armin Zemann (1998) schlägt ihnen vor, Mannsein als Spiel begreifen. Dann sei es möglich, es ab und zu zu verweigern und trotzdem auch Spaß daran zu haben. Aber auch frauenbewegten Frauen könnte die Lockerheit wohl-tun, persönlich und in der „Politik des Alltags“, in der die Fest-schreibungen von Mann-sein versus Frau-sein, die wir mitpro-duzieren, wieder etwas aufgelockert würden.

Anmerkungen

- 1 Den persönlichen Hintergrund skizziere ich nicht nur zur Veranschaulichung, sondern auch um mich als Sprechende und Schreibende zu positionieren, d.h. meinen Erfahrungskontext und Werthorizont deutlich zu machen.
- 2 Ich lehne mich fürs Nächste teilweise an Hanna Kiper (1996, S. 54f) an.
- 3 Vgl. Straub 1991
- 4 Ein zusammenfassender Überblick findet sich bei Treibel 1993, S. 131-152; dort ausführliche Literaturangaben.
- 5 Zusammenfassend dazu Kolip 1997, S. 60ff
- 6 Tatsächlich haben sie geschlechtsspezifische Erfahrungen mit ihrem Körper und in der sozialen Interaktion gemacht; diese sind nur noch nicht geschlechtskategorisiert. Erst mit der Erkenntnis der Geschlechterdifferenz werden körperliche und soziale Selbstrepräsentationen re-kategorisiert. Beginnend in der Wiederannäherungsphase, dann entscheidend in der ödipalen Phase (3-5/6 Jahre) entwickelt sich die spezifische Geschlechtsidentität durch die Identifikationen mit beiden Eltern.
- 7 Der Begriff der „Bisexualität“ ist seit Freud in der Psychoanalyse ein sehr umfassender, so auch Fasts Begriff der „bisexuellen Vollständigkeit“. Er meint: beide Geschlechter sein wollen: Geschlechtsorgane und deren Funktionen des

Empfangens und Penetrierens, psychische Eigenschaften und Verhaltensmöglichkeiten (Rollen), sexuelle Orientierung. Er tendiert dazu, den Geschlechtskörper und seine (Fortpflanzungs-/sexuellen) Funktionen, die sexuelle Objekt-Orientierung und kulturellen Geschlechtsrollen zu vermischen. Eigentlich sollten wir ihn nicht mehr benutzen.

- 8 Das erinnert mich an Beahrs (1982), der „unity and multiplicity“ für notwendig hält. Entsprechend habe ich argumentiert in Bilden 1998.
- 9 Ihm geht es nicht wie Fast darum, Integration zu erreichen, sondern darum, „eine Anerkennung und ein Feiern der Vielfalt anzustreben“ (1995, S. 26)
- 10 Beide sind engstens verwoben, so daß Fragen aufkommen können wie: „... Wenn ich mich 'unfräulich' fühle, bin ich dann nicht 'ich selbst'? (Dimen 1995, S. 247).
- 11 O.J., S. 13, zit. in Dimen 1995, S. 261.
- 12 Die übliche Reihenfolge ist: Aktivität und Passivität usw. – die umgekehrte Reihenfolge, die ich hier gewählt habe, will schwer über die Lippen.
- 13 einem Zitat von Boris 1986, S. 177.
- 14 Wenn wir bedenken, wie sehr die popularisierte Psychoanalyse zum Vater-Mutter-Kind-Denken und zur Polarisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit beigetragen hat – im Gleichklang mit vielen anderen soziokulturellen Strukturen und Prozessen! –, dann könnte sie ja auch jetzt zum Abbau beitragen.
- 15 Vgl. Halls (1994) Formulierung „der Westen und der Rest“.
- 16 Der „linguistic turn“ kritischer TheoretikerInnen seit den 80er Jahren hat, so Küster (1998) durchaus den Sinn, zu fragen: Wie wurde/wird Wissen konstruiert, wie werden Diskurse formuliert, die Meistererzählung/en, die eine von männlich-westlich-weißem Blick bestimmte Welt(sicht) allen Menschen unterjubein.
- 17 Im folgenden stütze ich mich auf den höchst anregenden Überblick von Sibylle Küster (1998).

- 18 „So one of the fascinating things about this discussion (über Dezentrierung und Hybridisierung, H.B.) is to find myself centred at last. Now that, in the postmodern age, you feel so dispersed I become centred. What I've thought as dispersed and fragmented comes, paradoxically, to be the representative modern condition! This is coming home with a vengeance.“ (Hall, zitiert nach McRobbie 1991, S. 4, re-zitiert von Küster 1998, S. 191).
- 19 Ausführlicher: „...Hybridität ist für mich der „dritte Raum“, der ermöglicht, daß andere Positionen entstehen. Dieser 3. Raum ersetzt die Geschichten, die ihn konstituieren und setzt neue Strukturen der Autorität, neue politische Initiativen (...). Der Prozeß der kulturellen Hybridität läßt etwas anderes, etwas Neues und Unvorhersehbares wachsen, ein neues Feld der Verhandlung von Bedeutung und Repräsentation“.
- 20 Chodorov (1985), Dinnerstein (1979), Benjamin (1980), Becker-Schmidt (1995)
- 21 Arthur Flannigan-Saint-Aubain (1994) bietet als Alternativ-Symbolik die Hoden/Testikel an.
- 22 Die empirisch belegten Bedingungen für die Entwicklung flexibler Geschlechtsrollenidentitäten sind nach Phyllis Katz (1996) für Kinder bis 6 Jahre: Entmutigung geschlechtstypischer Aktivitäten und Zukunftsaspirationen durch die Eltern, warmer, nicht-autoritativer Erziehungsstil, Berufstätigkeit der Mutter, Familienzusammensetzung (Einzelkind, gegen Geschlechtliche Geschwister, alleinerziehende Mutter), Beteiligung des Vaters an Hausarbeit und Kindererziehung, Zugang zu Spielzeug jenseits der Stereotype. Katz gibt in diesem witzig-phantasievollen Artikel auch Bedingungen für die Schulzeit und die Adoleszenz an, die allerdings etwas weniger gut untersucht sind.
- 23 Vgl. Bruder-Bezzel 1996.

Literatur

- Aron, Lewis (1995), Die internalisierte Urszene. In: Jessica Benjamin (Hg.) (1995), S. 19-55
- Batson, Gregory (1973): A Theory of Play and Phantasy. In: Steps toward an Ecology of Mind. New York, S. 177-193
- Bassin, Donna (o.J.), Toward the Reconciliation of the Masculine and Feminine in the genital Stage, unveröff. Mskr. (zit. bei Dimen 1995)
- (1995), Jenseits von ER und SIE: Unterwegs zu einer Versöhnung von Männlichkeit und Weiblichkeit in der postödpalen weiblichen Psyche. In: Jessica Benjamin (Hg.) (1995), S. 93-125
- Beahr, John O. (1982), Unity and multiplicity. Multilevel Consciousness of Self in Hypnosis, Psychiatric Disorder, and Mental Health. New York
- Beauvoir, Simone de (1949), *Le deuxième sexe*. Paris
- Becker-Schmidt, Regine (1995), Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten. In: Dies./ Gudrun-Axeli Knapp (Hg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/M., S. 220-246
- Belenky, Mary F. u.a. (1989), *Das andere Denken*. Frankfurt/M. u.a.
- Benjamin, Jessica (1994), Im Schatten des Anderen. Vortrag, gehalten im Juni 1994 am Hamburger Institut für Sozialforschung, unveröff. Mskr. (ref. von Liebsch 1997)
- (Hg.) (1995), *Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter*. Frankfurt/M.
- Bhabha Homi K. (1990), *The Third Space*. In: Jonathan Rutherford (ed.), *Identity*. London, S. 207-221
- (1996), *Culture's In-Between*. In: Paul du Gay/Stuart Hall (eds.), *Questions of Cultural Identity*. London u.a., S. 53-60
- Bilden, Helga (1991), *Geschlechtsspezifische Sozialisation*. In: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim, S. 281-303
- (1998), *Jenseits des Identitätsdenkens. Psychologische Konzepte zum Verständnis „postmoderner“ Subjektivitäten*. In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 30 (1), S. 5-31
- Boris, H. N. (1986), *Bion revisited*. In: *Contemporary Psychoanalysis* 22, S. 159-184
- Bruder-Bezzel, Almut (1996), *Spiel mit den Geschlechtsrollen*. In: *Psychosozial* 19, Nr. 66, S. 123-134

- Butler, Judith (1987), Variations on Sex and Gender. In: Sheila Benhabib/Drusilla Cornell (eds.), *Feminism as Critique*. Cambridge, Oxford, S. 128-142
- (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.
- Chodorov, Nancy (1985), *Das Erbe der Mütter*. München
- Connell, Robert W. (1987), *Gender & Power*. London
- (1995), *Masculinities*. London u.a.
- Dimen, Muriel (1995), Dekonstruktion von Differenz. *Geschlechtsidentität, Spaltung und Übergangsraum*. In: Jessica Benjamin (Hg.) (1994), S. 244-268
- Dinnerstein, Dorothy (1979), *Das Arrangement der Geschlechter*. Stuttgart
- Fast, Irene (1991), *Von der Einheit zur Differenz*. Berlin u.a. (Orig. 1981)
- Flannigan-Saint-Aubain, Arthur (1994), *The Male Body and Literary Metaphors for Masculinity*. In: Harry Brod/Michael Kimmel (eds.), *Theorizing Masculinities*. London u.a., S. 239-258
- Garfinkel, Herold (1967), *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs
- Gilligan, Carol (1984), *Die andere Stimme*. München
- Goldner, Virginia (1995), Gedanken zu einer kritischen Relationalitätstheorie der Geschlechtsidentität. In: Jessica Benjamin (Hg.) (1995), S. 221-243
- Guterman, David (1994), Postmodernism and the Interoception of Masculinity. In: Harry Brod/Michael Kaufman (eds.), *Theorizing Masculinities*. London, S. 219-238
- Hagemann-White, Carol (1984), *Sozialisation: Männlich – Weiblich?* Opladen
- Hall, Stuart (1991a), *The Local and the Global: Globalization and Ethnicity*. In: Anthony D. King (ed.), *Culture, Globalization and the World-System. Contemporary Conditions for the Representation of Identity*. Binghampton, NY, S. 19-39
- (1991b), *Old and New Identities, Old and New Ethnicities*. In: Anthony D. King (ed.), Binghampton, N.Y., S. 40-68
- (1994), *Die Frage der kulturellen Identität*. In: Ders., *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Berlin (AS 226), S. 180-222
- (1996), *Introduction: Who needs 'Identity'?*. In: Paul du Gay/Stuart Hall (eds.), *Questions of Cultural Identity*. London u.a., S. 1-17
- Hark, Sabine (1996), *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen
- Hooks, Bell (1996), *Sehnsucht und Widerstand*. Berlin (Orig. 1990)
- Joas, Hans (1996), *Kreativität und Autonomie. Die soziologische Identitätskonzeption und ihre postmoderne Herausforderung*. In: Barkhaus et al. (Hg.), *Identität – Leiblichkeit – Normativität*. Frankfurt/M., S. 357-369
- Katz, Phyllis A. (1996), *Raising feminists*. In: *Psychology of Women Quarterly* 20 (3), S. 323-340
- Kernberg, Otto F. (1993), *The Sexual Experience: Biological and Psychological Determinants*. Unveröff. Mskr. White Plains, N.Y. August 1993 (ref. in Minssen/Müller 1996)
- Kessler, Susanne J./McKenna, Wendy (1978), *Gender. An Ethnomethodological Approach*. New York
- Kiper, Hanna (1997), *Geschlechtsspezifische Identität – nur eine Frage für Mädchen und Frauen?* In: D. Hoffmann/G. Neuner (Hg.), *Auf der Suche nach Identität*. Weinheim, S. 51-66
- Kolip, Petra (1997), *Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter*. Opladen
- Kuster, Sibylle (1998), *Wessen Postmoderne? Facetten postkolonialer Kritik*. In: Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt/M., S. 178-215
- Lang, Sabine (1996), *Wer oder was ist eigentlich homosexuell? Reflexionen über Gender Variance, Homosexualität und Feldforschung in indigenen Gesellschaften Nordamerikas*. In: Gerlinde Schein/Sabine Strasser (Hg.), *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*. Wien, S. 67-110
- Liebsch, Katharina (1997), *Wie werden Geschlechtsidentitäten konstruiert? Überlegungen zum Verschwinden der Psychoanalyse aus der Geschlechterforschung*. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* Jg. 15, H. 1, S. 6-16
- McRobbie, Angela (1991), *New Times in Cultural Studies*. In: *New Formations*, 13, S. 6-23
- Meuser, Michael (1998), *Geschlecht und Männlichkeit*. Opladen
- Minssen, Angelika/Müller, Ursula (1996), *Wie wird ein Mann zum Täter? Psycho- und Soziogenese von männlicher Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen. Eine Literaturauswertung*. Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen. Dokumente und Berichte 35. Düsseldorf

- Money, John/Erhard, Anke A. (1972), *Man and Woman, Boy and Girl. The Differentiation and Dimorphism of Gender Identity from Conception to Maturity*. Baltimore (Dt.: 1975 *Männlichkeit und Weiblichkeit: Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede*. Reinbek)
- Ortner, Sherry B./Whitehead, H. (eds.) (1981), *Sexual Meanings. The Cultural Construction of Gender and Sexuality*, Cambridge
- Rommelspacher, Birgit (1992), *Mitmenschlichkeit und Unterwerfung*. Frankfurt/M.
- (1997), *Identität und Macht. Zur Internalisierung von Macht und Dominanz*. In Heiner Keupp/Renate Höfer (Hg.), *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt/M., S. 251-279
- Spiwak, Gayatri C. (1988), *Can the Subaltern Speak?* In: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana, S. 271-313
- (1990a), *The Making of Americans, the Teaching of English, and the Future of Cultural Studies*. In: *New Literary History*, 21, H. 4, S. 781-798
- (1990b), *Outside in the Teaching Machine*. New York, London
- Stoller, Robert G. (1968), *Sex and Gender. On the Development of Masculinity and Femininity*. New York
- Straub, Jürgen (1991), *Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskussionen*. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau* 23, S. 49-71
- Treibel, Annette (1993), *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*. Opladen
- Trinh T. Minh-ha (1989), *Woman, Native, Other*. Bloomington
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987), *Doing Gender*. In: *Gender & Society*, 1, S. 125-151
- Winnicott, Donald W. (1973), *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart
- Zemann, Armin (1998), *Richtige Männer*. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, Vol. 21, S. 53-76

Helga Bieden ist Akademische Oberrätin am Institut für Psychologie der Universität München.

Kontaktadresse:
 Universität München
 Institut für Psychologie – Sozialpsychologie
 Leopoldstr. 13
 80802 München

Bisher in dieser Reihe erschienen:

- Nr. 01 **Behrend, Helke:** Die Menschwerdung eines Affen. Bemerkungen zum Geschlechterverhältnis in der ethnographischen Feldforschung. Berlin 1988 (*vergriffen*)
- Nr. 02 **Sieverding, Monika:** Was ist dran an der These der "androgynen Revolution"? Erwartungen an Idealpartner und Partnerschaft bei Berliner Studentinnen und Studenten. Berlin 1988 (*vergriffen*)
- Nr. 03 **Treusch-Dieter, Gerburg:** Die Selbsterschaffung der Frau heute. Das Ende der dreifachen Produktivität des Weiblichen als Materie Mutter und Arbeiterin. Berlin 1989
- Nr. 04 **Hahn, Barbara:** Von Berlin nach Krakau. Zur Wiederentdeckung von Rahel Varnhagens Korrespondenz. Berlin 1989
- Nr. 05 **Jetschmann, Maxine:** Hannah Arendts Politikbegriff im Spannungsverhältnis von Freiheit und Gemeinsinn. Berlin 1989
- Nr. 06 **Ottmüller, Uta:** Körpersprachliche Voraussetzungen der Rationalisierung. Ein Metadiskurs. Berlin 1989
- Nr. 07 **Thiele-Knobloch, Gisela:** Olympe de Gouges - oder Menschenrechte auch für Frauen? Berlin 1989 (*vergriffen*)
- Nr. 08 **Wobbe, Theresa:** Ein Streit um die akademische Gelehrsamkeit: Die Berufung Mathilde Vaertings (1884-1977) im politischen Konfliktfeld der Weimarer Republik. Berlin 1991
- Nr. 09 **Reese, Dagmar:** Eine weibliche Generation in Deutschland im Übergang von der Diktatur zur Demokratie. Berlin 1991
- Nr. 10 **Schwicker, Eva-Marie:** Die Moralkritik Carol Gilligans - Aktuelle Herausforderung der philosophischen Ethik. Berlin 1992
- Nr. 11 **Bechen, Johanna Gisela:** Ein schön geordnetes Individuum? Versuch einer Annäherung an die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Subjekt-Begriffs im Prozeß weiblicher Subjektwerdung. Berlin 1992
- Nr. 12 **Hark, Sabine:** Vom Subjekt zur Subjektivität: Feminismus und die Zerstreuung des Subjekts. Berlin 1992
- Nr. 13 **Landweer, Hilge:** Zur Thematisierung von Subjektivität und Geschlechtlichkeit - Rhetorische Strategien in der Frauenforschung. Berlin 1992
- Nr. 14 **Fischer-Defoy, Christine:** Paula Salomon-Lindberg und Charlotte Salomon - eine Liebesgeschichte in Bildern und Gesprächen. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr. 15 **Party, Nevenka:** Die Darstellung des weibliche Körpers in der Großplastik der griechischen Antike - Die Frau, ein "verunglückter Mann"? Mit Abb. Berlin 1992
- Nr. 16 **Lütgens, Annelie:** Bilder des Weiblichen und Männlichen im Werk Jeanne Mammens um 1910. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr. 17 **Baumgärtel, Bettina:** Angelika Kauffmann (1741-1807). Zu Selbstentwürfen von Malerinnen der Aufklärung - Selbstbildnisse im Gewand des Herkules am Scheideweg. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr. 18 **Berger, Renate:** "Moments can change your life". Kreative Krisen im Leben von Tänzerinnen der 20er Jahre. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr. 19 **Rabel, Vera:** Feministische Kritik an naturwissenschaftlichen Denken oder: Hat Adam den Apfel nicht verdaut? Berlin 1993
- Nr. 20 **Christel, Marianne:** Das weibliche Tier - Soziobiologische Konzepte weiblicher Verhaltensweisen. Berlin 1993
- Nr. 21 **Auhagen, Ann Elisabeth:** Ein gutes Miteinander: Freundschaft unter Erwachsenen. Berlin 1993
- Nr. 22 **Saisch, Maria von:** "Mensch ärger' dich nicht." Ärger und seine Regulierung bei Kindern. Berlin 1993
- Nr. 23 **John, Claudia:** "Institutionalisierte Autonomie". Arbeitsbeziehungen von Frauen an der Universität. Berlin 1993
- Nr. 24 **Kauke, Marion:** Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Interaktion zwischen Jungen und Mädchen im Grundschulalter in Ost-Berlin. Berlin 1993
- Nr. 25 **Kraft, Christiane:** Die Sozialpsychologie von Liebe und Paarbeziehung. Berlin 1993
- Nr. 26 **Karin Flaake:** Ein eigenes Begehren? Weibliche Adoleszenz und das Verhältnis zu Körperlichkeit und Sexualität. Berlin 1994
- Nr. 27 **Kay Sauerweig:** Dilemmata "weiblicher" Wissensbildung - Schlaglichter auf das prekäre Verhältnis von Frau und Geist. Berlin 1994
- Nr. 28 **Angelika Ebrecht-Laermann:** Bemächtigung, Verschmelzung und soziale Beziehung - Narzissmus und Objektliebe im Geschlechterverhältnis. Berlin 1994
- Nr. 29 **Elke Röverkamp:** Das Paar existiert nicht - Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses bei Freud. Berlin 1994
- Nr. 30 **Lore Maria Peschel-Gutzeit:** 50 Jahre organisierte Frauenpolitik - Tradition oder Neubeginn? Berlin 1995
- Nr. 31 **Gisa Hanusch:** Kulturelle Muster weiblicher Kreativität und Selbstbeschränkung in den „Deutschen Stücken“ von Tankred Dorst und Ursula Ehler. Berlin 1996
- Nr. 32 **Karolina Dorothea Fell:** Frauen fahren in die Welt - Autoreiseberichte aus den 20er und 30er Jahren. Berlin 1996
- Nr. 33 **Corinna Kehlenbeck:** Mädchen brauchen abenteuerliche Heldinnen. Berlin 1996
- Nr. 34 **Anja Terwooren:** "Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage ..." Die Repräsentationen des Anderen im Spannungsfeld von Pädagogik und Kulturwissenschaft. Berlin 1997

- Nr. 35 Karin Schittenhelm: Anerkennung der Differenz oder Fortschreibung der
Ungleichheit. Berlin 1997
- Nr. 36 Mechthild Kiegelmann: Eine Frau bricht ihr Schweigen. Über Bräuder-
Schwester-Inzest. Berlin 1997

Die Vorträge des Forums sind in der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen-
studien und Frauenforschung an der FU Berlin, Königin-Luise-Str. 34, 14195 Berlin
zu bekommen. Schutzgebühr: 1 DM.